

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 99.

Montag, 29. April.

1929.

(18. Fortsetzung.)

## Der Moro-Konzern.

Roman von A. Weirauch.

(Nachdruck verboten.)

Einen Augenblick fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, das Mädchen könnte ihn belügen und ihn zu sich locken, um ihn dort jenem Expresser, der doch ihr Bruder war, in doppelt-peinlicher Situation in die Hände zu liefern. Unwillkürlich fühlte er nach der Tasche, in der er einen Browning mitzuführen pflegte. Er war da. Doch gleich ließ er diesen Gedanken wieder fallen. So verworfen war dieses Kind nicht, mochte es auch nicht ganz so unschuldig sein, wie es erschien.

Sie fuhren ins „Balenzia“, das Modelotal, wo die Bühne, der Film und die Lebewelt sich zusammenfinden. Tageshelle strahlte ihnen entgegen. Rauschende Musik. Frauen, die die Sinne verwirrten, nackte Schultern und Rücken neben kostbaren Fracks. Schneeweisse Hembüste neben blutroten Lippen. Betörender Hauch von Parfüms. Sezt und schwelender Duft exotischer Zigaretten. Fiebernder Lebensdrang in konventionelle Formen gepreßt.

Moro gab sich voll dem Genuss dieses Univers hin, das ihm durch das süße Weib, dessen Jugend er heiß beim Tanz in seinen Armen fühlte, Reize bot.

Dann fuhren sie zu ihr.

Es begann schon zu dämmern, als die Limousine an der Villa in der Hubertus-Allee vorfuhr. Nach entkleidete sich Moro, um noch einige Stunden Schlaf zu genießen.

„Nun, was haben Sie erreicht?“ war die erste Frage, die Kraatz an seinen Chef stellte, als sich die beiden am Vormittag trafen.

Dieser winkte ab: „Gar nichts! Nicht das geringste! Sie ist überhaupt nicht seine Schwester, sagt sie, und ahnt nicht, wo er sich aufhält.“

„Das ist fatal!“ bedauerte der andere. „Sie geben sich aber doch als Geschwister aus, damals in Zoppot.“

„Das sei ein Scherz gewesen, erklärte sie mir, weil sie des gleichen Namens wegen meist für Geschwister gehalten werden.“

„Und was soll nun geschehen? Der Kerl kann jeden Augenblick wieder erscheinen. Lange wird er sicher nicht ausbleiben.“

„Ja, was soll geschehen? Das ist jetzt die Frage“, gab Moro zurück, und beide saßen da, in Gedanken versunken.

„Zu einer Anzeige darf es unter keinen Umständen kommen“, sprach Moro nachdenklich vor sich hin.

„Es wäre mehr als peinlich, selbst von dieser Seite“, bestätigte der andere, mit dem Bleistift auf seinem Löschblatt Figuren zeichnend.

Moro nickte, vor sich hindrückend. Er dachte scharf nach.

„Ich hab's!“ sagte er dann plötzlich mit froher Miene. „So wird es gemacht!“ Und auf des anderen verwunderten Fragen sprach er längere Zeit in leisen Worten auf ihn ein. Die seine Ausführungen begleitenden Gesten zeigten die ganze Sicherheit dieses Auswegs. Kraatz aber schlug lächelnd mit der Hand auf den Tisch.

„Bravo! Herr Moro. Das nenne ich genial. Das ist nicht ein Weg, das ist der Weg. Nun soll er kommen, der Gauner!“ —

Zwei Tage später las man in allen Blättern die Notiz:

„Der Aufmerksamkeit unserer Polizei ist es gelungen, einen Polen in dem Augenblick zu verhaften, als er mehrere Fünfzig-Pfund-Noten an einer hierigen Bank einzuwechseln wollte, die, wie zweifelsfrei erwiesen ist, seinerzeit von der Spielbank in Zoppot dem nachher auf so rätselhafte Weise verschwundenen Reederei Ruspen ausgezahlt worden waren. Der Pole war bereits früher als verdächtig verhaftet, nachher aber wegen Mangels an Beweisen wieder freigelassen worden. Nach dem nunmehr vorliegenden Material dürfte er sich jedoch zu einem Geständnis bequemen müssen.“

Am gleichen Tage wurden Moro und Kraatz vorgeladen.

„Sie sollen einem Polen namens Boroska zehn Fünfzig-Pfund-Noten ausgezahlt haben, von denen er zwei gestern bei der Dresdener Bank hier hat einzuwechseln wollen. Trifft diese Angabe des Polen zu?“ fragte der Beamte den vor ihm sitzenden Finanzmann höflich.

Der andere lachte. „Was Sie mir sagen, ist mit ganz neu. Ich habe keinem Menschen englische Noten gegeben, hatte auch in der letzten Zeit keine solchen in meinen Kassen. Darf ich fragen, wie der Mann diese Zahlung begründet?“

Er sagte, Sie haben ein Geschäft mit ihm gemacht. Näheres wollte er nicht mitteilen.“

„Ich machte nie ein Geschäft mit einem Polen dieses Namens. Wahr ist, daß ein solcher mich aufgesucht hat, um Geld von mir zu erbitten. Er hatte mich damals in Zoppot kennengelernt, als der nachher vom Dampfer verschwundene Reederei beim Spiel große Summen gewann. Erhalten hat er aber nichts von mir.“

„Wir dachten uns gleich, daß diese Angaben des Mannes nur Erfindungen sind, um den Verdacht, daß er mit dem Verschwinden des Reeders in Verbindung steht, abzulenken.“

„Da hat er wohl gar noch mich verdächtigen wollen?“ bemerkte Moro mit geringfügigem Lächeln. „Sehr gewandt hat er dies aber nicht angegangen. Hätte ich wirklich die Hand im Spiele gehabt bei jenem traurigen Falle, so ständen mir wohl andere Möglichkeiten zu Gebote, das geraubte Geld einzutauschen als durch einen mir fremden Menschen in Berlin. Eine solche Dummheit wird man mir wohl kaum zutrauen.“

„Gau, was wir auch sofort sagten, Herr Moro“, lächelte der Beamte verbindlich. „Aber wir mußten den Angaben dieses Menschen natürlich nachgehen und Sie daher hierher bemühen.“

„Ich habe übrigens bei einer früheren Vernehmung bereits ausgesagt, daß mir in jener Nacht auf dem Dampfer eine Gestalt auffiel, die sich mehrmals in der Nähe unserer Kabinen zeigte. Vielleicht findet sich hier eine Erklärung.“

„Sie kommen mir mit dieser Bemerkung zuvor, Herr Moro“, erwiderte der Beamte mit leichter Verbeugung. „Ich wollte eben die Frage an Sie stellen, ob der Pole mit jener Gestalt wohl identisch sein mag. Wir können Ihnen den Mann gegenüberstellen.“

„Das ist nicht nötig. Ich sagte Ihnen, daß er bei mir war, um mich anzubetteln. Ich habe ihn bei dieser Gelegenheit genau gesehen. Die Gestalt könnte stimmen. Das Gesicht aber konnte ich bei der in jener Nacht auf dem Dampfer herrschenden Dunkelheit nicht erkennen. Und übrigens würde die Tatsache, daß der Mann Geld von mir wollte, dagegen sprechen, daß er an dem Verbrechen beteiligt ist.“

„Durchaus nicht, Herr Moro. Es kann sich um die Vorbereitung irgendeiner Expressionsaktion gehandelt haben, denen ja Finanzleute immer ausgesetzt sind. Was übrigens die Identität des Polen mit jenem Manne betrifft, der sich auf dem Dampfer bei den Kabinen zu schaffen machte, so haben wir da noch den Schiffsoffizier, der um Mitternacht einen Menschen unter Deck wies, der sich trotz des Sturmes noch oben aufhielt. Vielleicht vermag der Aufklärung zu bringen.“

Moro war entlassen. Die Aussagen von Kraatz deckten sich in allen Teilen mit denen seines Chefs.

Wie man später erfuhr, glaubte der mit dem Polen konfrontierte Offizier in diesem den Mann wiederzuerkennen, den er in jener Nacht auf Deck getroffen und nach unten verwiesen hatte. Die Angaben des Polen erschienen nach jener Richtung unglaublich, und die Annahme, daß man in dem Manne den Mörder oder einen der Mörder des Reeders festgenommen habe, schien sich bewahrheiten zu sollen.

Brandts Lage hatte sich während dieser Zeit nach keiner Richtung hin gebessert. Moro hatte seiner Nichte auf deren wiederholte Bitten die Erlaubnis zu einem Besuch bei dem Verhafteten erwirkt.

Das Wiedersehen war für die beiden Liebenden erschütternd. Obwohl Wolf kaum mehr an eine Rettung zu glauben wagte, zeigte er sich dem Mädchen gegenüber doch ruhig und zuversichtlich, um ihm das Herz nicht noch schwerer zu machen.

Alle Schritte, die zur Rettung des Geliebten unternommen worden waren, berichtete Katscha diesem und beriet mit ihm, was noch weiter geschehen könnte. Sogar auf den Gedanken, ihrem Verlobten zur Flucht zu verhelfen, kam das geängstigte Mädchen; doch wies dieser ein solches Anerbieten sofort entschieden zurück, da es selbst im Falle des Erschlags nur geeignet sei, ihm noch verdächtiger zu machen, ihm aber weit mehr daran liege, seinen ehrlichen Namen als die Freiheit wiederzugewinnen.

Tief entmutigt mußte sich das Mädchen schließlich zurückziehen. Dem Gesangenen war das bedingungslose Vertrauen der Geliebten der beste Trost. Aus ihm schöpfte er neue Kraft, in seiner furchtbaren Lage auszuhalten.

Katscha war nicht müßig. Immer mehr bemächtigte sich ihrer das Gefühl, daß der von Moro mit der Rettung ihres Verlobten betraute Detektiv seiner Aufgabe nicht gewachsen sei, ja, diese sogar lässig behandle. Die langen, aber inhaltsarmen Berichte, die er vorlegte, ließen in dem Mädchen sogar den Argwohn reisen, daß der Mann bestochen sein könnte, die Angelegenheit zu verschleppen. Obwohl es sich nur um ein dumpfes Empfinden handelte, über dessen Ursprung sie sich selbst nicht recht klar war, trug sie diese Sorge doch ihrem Onkel vor.

Dieser lachte sie zwar aus, indem er versicherte, ein Beamter lasse sich doch nicht einfach bestechen; doch versprach er, ihn zu intensiverer Tätigkeit anzuhalten. Die dann folgenden Berichte weckten denn auch neue Hoffnungen. Von einem wirklichen Fortschritt aber konnte trotzdem nicht die Rede sein.

In ihrer Not fuhr Katscha zum Grafen Schonburg, dem sie ihre Gedanken und Befürchtungen offenbarte. Der Graf wurde sehr ernst. Und als das Mädchen ihn schließlich mit bewegten Worten anslehte, er möchte ihr doch helfen und seinen besten Freund nicht im Stich lassen, da versicherte er ihr, alles zu tun, was in seiner Macht stehe, und müßte er selbst zu den äußersten Mitteln greifen.

Was meinen Sie mit äußersten Mitteln, Herr Graf?“ fragte das Mädchen, das sich an jeden Strohalm klammerte und in diesen ihr nicht recht klaren Worten eine Möglichkeit der Rettung für den Geliebten vermutete.

„Nun!“ meinte der Graf ausweichend, „es gibt doch Schritte, zu denen man sich nur im letzten Moment entschließen wird. Ich müßte mir natürlich noch selbst darüber klar werden, was da in der äußersten Not zu unternehmen wäre. An den Freund aber sollen Sie, gnädiges Fräulein, nicht vergeblich appellieren. Was in meiner Macht liegt, wird geschehen, Wolf.“

Etwas hoffnungsvoller kehrte Katscha von diesem Besuch zurück. Die nächsten Wochen jedoch, ohne eine Entlastung des unter so schwerem Verdacht stehenden Ingenieurs zu bringen, und immer nüger rückte der Tag der Entscheidung, die, so schien es allen, nur nach einer Richtung fallen konnte. Nicht nur die mit der Untersuchung betrauten Stellen, sondern auch die Öffentlichkeit neigte immer mehr der Überzeugung zu, daß man in dem verhafteten Ingenieur in der Tat den Mörder des Grafen gesucht hatte.

Der schwere Tag war gekommen: Brandt stand vor seinen Richtern. Grau hing der Dezemberhimmel über der Hauptstadt; im Schwurgerichtssaal aber war die Verhandlung schon weit gediehen. Müde und doch gespannt saß der Angeklagte auf seiner Bank, hinter ihm sein Verteidiger.

Zahlreiche Zeugen waren schon gehört worden. Sie hatten zum Teil versucht, für den ihnen sympathischen Mann günstig auszusagen; die schweren, gegen ihn vorliegenden Judizien hatte jedoch keiner kräftigen vermocht. Das Zeugnis des Grafen Konstantin von Schonburg hatte sogar die Wirkung gehabt, den Angeklagten noch mehr zu belasten, so sehr er sich bemühte, das Gegenteil zu erreichen. Die tiefe Entfremdung zwischen dem Grafen Bodo und dem Ingenieur war nicht wegzuleugnen, auch nicht die Tatsache, daß Graf Konstantin seinem Mitarbeiter größere Summen versprochen hatte, wenn er auf irgendeine Weise wieder in den Besitz von Geldmitteln kommen würde. So lag es nahe, daß der Angeklagte auf den Gedanken verfallen war, durch Beseitigung des Grafen Bodo diese Mittel zu schaffen. Daß der jüngere Bruder der alleinige Erbe sein würde, war ihm nach seinem eigenen Geständnis bekannt gewesen. Auch der Widerstand war vom Grafen Konstantin zugegeben worden, den der Ingenieur der Finanzierung der Erfindung durch Moro entgegengesetzt hatte. Brandt war in dem Betriebe des Grafen sehr selbstständig gewesen, und es erschien daher verständlich, daß er sich diese Stellung nicht durch den Finanzmann beschränken lassen wollte. Durch die Ermordung des Grafen Bodo kamen neue Mittel in das Geschäft, ohne daß des Angeklagten Selbstständigkeit eine Einbuße erlitt.

(Fortsetzung folgt.)

### Erstes Grün.

Aus graubraunem, wintergedörrtem Holz  
Bricht es schaumig hervor wie quellende Tropfen.  
Die kleinen Büsche sind schon mit Knospen bestellt,  
Entbreiten sich schimmernd in seligem Stolz.  
Und von sanften Fingern der Sonne erweckt,  
Wimpernvor auch der Säfte heimliches Klopfen.

Die ragenden Stämme, noch runzlig ergraut,  
Sehn zu führen das blasse Lenzgrün erwartet.  
Sie steilen die Arme, in Sehnsucht gebannt,  
Doch warm zu häupten ihnen der Himmel blau.  
Und Blätter schmeichelnd die dunklen Äste umflohen,  
Ein lustiges Dach, unter strahlender Kuppel gespannt.  
Des Niedergestrichen Frühblüte erwähnt sie voll Neid,  
Müd ihres frostraum zerschlissenen Bettgewandes.  
Doch leise sie säntet das rieselnde Sonnengrün  
Und tröstet, daß nahbereit auch ihnen die Knospenzeit,  
Da lädt ihre Zweige sich laubend mit sättlichem Grün  
Und schwingen die Wimpel ins Goldblau flammenden Landes.

Heinrich Leis.

# Tragödie um einen Koffer.

(Ein Reiseerlebnis.)

Von Erich A. Schmidt (Palermo).

Haben Sie schon einmal in Neapel Ihr Gepäck verzollt? Es ist eine dramatische, aufregende Angelegenheit. Ich rate, vorher gut zu essen!

Der Hoteldirektor sagte: „Soll ich Ihnen meinen Haussdiener mitgeben? Sie werden ihn vielleicht gebrauchen.“

„Nein“, erwiderte ich, eigenstinnig wie je, „ich werde das schon alleine behoragen. Wo befindet sich die Dogana?“ (Ich sagte vroeg Dogana statt Zollamt, ich wollte imponieren.)

„Da und dort.“

„Gut.“ Ich zog davon. Um Golf entlang, der Besuv hatte eine breitgedrückte Rauchmücke über sich, die Sonne strahlte, Sorrent glänzte fern im Bogen der Bucht.

Wo die Schiffe im Hafen lagen, fragte ich zum erstenmal:

„Dov' è la dogana?“

Der Mann: „Hier herein, links herum, am Hause entlang, sempre diritto — immer geradeaus!“

Schön, aber es stimmte nicht. Ein Posten schickte mich zurück. Zu einem anderen Soldaten, der mich wieder irgendwohin dirigierte, wo es abermals verkehrt war. Schließlich stellte es sich heraus, daß ich am falschen Zollamt herumirrte.

Ich, schon nervös, fluchte, wanderte ziellos einher, dachte an den Hoteldirektor und marschierte weiter, bis ich endlich zum Bahnhof an die scheinbar richtige Stelle gelangte. Eine lange, leere Halle, etliche Koffer darin, in einer Kabine ein Beamter, der meinen Gepäckschein prüfte, etwas eintrug, Lire verlangte und den Schein einem alten Manne weitergab, der sich mir am Bahnhofsvorplatz schweigend angegeschlossen hatte. Ich suchte indessen gespannt nach meinem Schrankkoffer — er war nirgends zu sehen. Nun ja, dachte ich, er steht schon wochenlang hier herum, die Reise durch Italien hat doch länger gedauert als veranschlagt war — wer weiß, in welche Ecke er geraten ist.

Aber der alte Mann winkte, ging mit kurzen, labmen Schritten davon, ich hinterher. Ein längeres Straßentück wurde passiert, durch ein Tor, über einen weiten Platz hinweg, auf einen langgestreckten Sveicher zu.

In der Ecke des Speichers wieder ein Verschlag, rauchende Beamte darin, mein Gepäckschein wird vorgezeigt, Akten und Bücher klappen auf und zu.

Ich muß wieder Lire bezahlen, der alte Mann winkt und schwankt davon, ich trotte hinterher. Plötzlich stehe ich vor meinem Koffer, ich will ihn freudig umarmen. Aber er hatte sich verändert, er war schäbig geworden, bestaubt, zerkratzt, selbst die metallenen Ecken eingerissen.

„Aprile“, sagte der Zollbeamte.

Gut, machen wir auf! Ich habe ein reines Gewissen, nur ein paar Medikamente zu viel, das wird doch nichts schaden? Die Haarsache: nicht eine einzige Zigarette, im ganzen großen Koffer. Aber ich stelle mir jemand vor, der kein gutes Gewissen hat, der irgend etwas zwischen der Wäsche oder den Stiefeln versteckt — scheußlich müßte ihm nun zu Mute sein.

Trotzdem gerate auch ich in eine gewisse Erregung hinein, sechs Leute stehen neugierig um mich her, kein Schlüssel will passen, die Schnappschlösser streiken, endlich klappen sie auf. Ich öffne alle Schublade, fremde Hände greifen hinein, begutachten meine Tuben, Schachteln, Kästen, die Wäsche, die Bücher und Manuskripte, zwei Soldaten sprechen miteinander, ich kriege Angst, sicher, es ist ihnen zu viel.

„Ja“, sage ich, „aber ich will nach Palermo, ich bleibe ein Jahr auf Sizilien, — non molto per tutto l'anno — nein, für ein Jahr ist das gewiß nicht zu viel!“

Sie haben Verständnis, ich darf den Koffer schließen, ich bekomme einen neuen Schein, der wieder an einen anderen Schalter wandert, wo ein mir noch fremder Beamter holt.

Ich muß Lire bezahlen . . . bekomme wieder einen Schein und singe wie ein Tenor: „Pagare, pagare — zahlen, zahlen!“

Ja, Gepäck kostet Geld, denke ich, zwei Centner kosten beinahe so viel wie meine eigene Fahrkarte, aber es muß schon sein, nun bin ich wohl auch erlöst. Ich sage: „Per Palermo!“ Und denke, nun wird die Sache automatisch weiterpeddelt, ich brauche keinen Finger mehr zu rühren, kann endlich essen gehen. Welt gefehlt!

Es haben sich noch sechs weitere Leute eingefunden, Beamte, Soldaten, Zivilisten stehen ringsherum, sie reden italienisch, englisch und französisch auf mich ein, sie gestikulieren wie Wilde, es sieht aus, als sollte ein Boxkampf ausgetragen werden.

„Per Palermo! Al vorto!“ rufe ich.

Ja, wenn das so einfach wäre. Sie reden und schreien ringsumher, als wäre mein Koffer der erste, der vom Zollamt zum Hafen expediert werden sollte, sie stehen vor einem neuen Fall!

Endlich trotzt mein alter Begleiter davon, er bleibt

eine Ewigkeit fort, indes das Männerduett gestikuliert und sich aufgeriegelt gebärdet, während ich ganz resigniert dastehe. Ich blicke auf die Stiefelspitzen; schreit, was ihr wollt, ich verwünsche alle Welt, die Leute, den Koffer . . . Da hummeln zwei Droschken heran. Zwei alte, klavirige Droschken. Ich ahne: eine für mich, eine für den Koffer, ich ahne Unheil. Auf diesem wackligen Wagen soll mein Koffer, dieser Bulla, verstaubt werden?

Praktisch, äußerst praktisch! Bei uns zu Hause hätte man irgendein passendes Gefährt zur Stelle, einen kleinen Handwagen, so eine feste eiserne Karre mit zwei Rädern; aber hier, da mein Koffer doch der erste ist, der in diese Gegend geriet, bringt man eine wacklige Droschke herbei.

Und nun wird der Bulla aufgeladen, es gibt einen Krach, die eine Seitenlehne der Luxusdroshke ist zum Teil abgebrochen. Ich lächle auf. Genau, wie ich's dachte! Jetzt heißt es: „Pagare, pagare!“ Ich kriege eine kleine Mut, schimpfe auf Deutsch, weil mir zuvor niemand in dieser Sprache einen vernünftigen Vorschlag machte, der Kutscher räsoniert, hoffentlich muß ich ihm nicht die ganze Karte inklusive Gaul bezahlen, meine Mut wächst.

Aber da legt ein italienischer Mann die Hand auf meine Schulter und beruhigt mich. Wirklich, er beruhigt mich mit Worten, die mir zwar fremd, doch von so netten Gebärden begleitet sind, daß ich in etliche Hände hinein Lire bezahle und schwach in meine Droschke falle.

Nun hummeln wir über das Pflaster, ich fürchte jeden Augenblick, daß der Koffer vor mir herabzurollt oder sonst irgendwelche Streiche macht, aber er schwankt nur hin und her. Wenn er fiele, würde er den alten Mann, der wieder neben dem Wagen trotzt, glatt erschlagen.

Am Ausgang — halt! Was nun? Der Alte geht mit meinem Bettel wieder in ein Häuschen hinein, ich rasch hinterher, dort schwirrt ein Beamter zwischen Trüffelkörben, Olivenflaschen, was weiß ich noch, auf glitschigem Boden umher; aber mein braver Alter kriegt ihn am flatternden Rocksaum zu fassen, er ist barmherzig, malt rasch ein Zeichen auf den hingehaltenen Schein, und wir begeben uns wieder zu den Droschken.

Nun geht's durch die Posten am Tor, ich bestimme den Alten, neben dem Koffer Platz zu nehmen, er tut's ja, er hält den Koffer fest umklammert. Wir fahren etliche Straßen entlang, ich immer schwermüdig vor Hunger hinterher, es ist ein Leichenbegängnis dritter Klasse.

Ich verstehe jetzt die Worte des Hoteldirektors, ich würde sie von Herzen, doch war es nun zu spät, ich mußte meinen Hochmut büßen.

Wir fahren zum Hafentor hinein, der Koffer wird abgeladen, ich bekomme an einem Schalter wieder einen Schein. Aber ich bin schon zu matt, um ihn anzusehen, es ist mir alles einerlei. Ich sage nur noch deutlich, scharf akzentuiert, mit dem besten Italienisch, das mir zur Verfügung steht: „Al bagaglio oggi a Palermo!“ — heute nach Palermo, denn abends geht mein Dampfer ab.

Der Beamte brummt etwas, das ich kaum erfährt hätte, selbst wenn meine italienischen Kenntnisse besser wären, aber — ich bin müde, hungrig, mir ist schon alles ganz egal!

Nun kommt aber ein neuer Alt der Tragödie:

Ich sehe mit die Tore der Droschken an, lege diesem Kutscher etliche Lire dazu, dem anderen auch, aber diese neapolitanischen Kutscher! Sie machen ein großes Lamento, keiner ist auch nur im entferntesten zufrieden. Ihre Tore hat anscheinend nur dekorative Zwecke, sie wollen ganz andere Preise. Gut, vom Wagen ist ein morschtes Stück abgeschnitten, aber wenn der Koffer auch ein tüchtiges Gewicht hat, so bin ich selbst dafür um so leichter; ich lege wieder ein paar Lire dazu, doch es nützt nichts, sie lamentieren weiter.

Was tun, ich bin ermübt, total zerfetzt, mein Kleingeld ist aufgebraucht, man hat in diesem Lande nie genug an Kleingeld bei sich. Da ist eine Tabaktratté oder etwas ähnliches, schön, ich werde wieder wechseln, einmal werdet auch ihr zufrieden sein, ihr Halldoris!

Doch nun taucht ein Kriminalbeamter in Zivil auf, er kommt, gelöst von dem Spektakel; denn natürlich steht wieder ein komplettes Männerduett, hochbeteiligt, um uns herum. Er macht kurzen Prozeß: „Was habt ihr bekommen? Gut, das ist schon zu viel, erledigt, basta!“

Zwei Karabinieri in ihren schmutzigen Uniformen kommen auch noch und geben mir recht. Ja, man tut jetzt in Italien allerhand zum Schutz der Fremden vor den allzu eifrigen Landsleuten.

Aber nun fängt der jüngere Kutscher an zu weinen, wirklich, er weint, er ist tief beleidigt, weil ich so schneide bin. Ich halte ihm wieder etliche Lirestücke hin, denn ich kann Tränen nicht sehen; aber er ist so gekränkt, daß er mein Geld ablehnt. Ein Kollege nimmt es mir aus der Hand und muß es ihm förmlich aufdrängen. Schwierige Leute, komplizierte Leute, diese neapolitanischen Kutscher!

Doch jetzt, wer kommt nun mit offener Hand herangeschwankt? Ei, das ist der liebe Alte er will auch sein Teil,

„25 Lire.“ Eine bescheidene Summe, fürwahr. Ich drücke ihm ein Zehn-Lire-Stück in die Finger und schwanke davon, genau wie er selbst zu gehen pflegt, es führt mich gar nicht, daß er mir entgeistert nachblickt, unsäglich, auch nur einen Fluch zu murmeln. Nun hat mich der Koffer, dieser Bulle, endlich genug gekostet.

Der letzte Alt: Nach drei Wochen sah ich in Palermo noch immer ohne den Koffer, der mich auf meiner stürmischen Nachfahrt über das Tyrrhenische Meer bereits begleiten sollte. Ein Svediteur läßt mich auf: „Das, was Sie mir hier geben, ist nur ein Aufbewahrungsschein, eine Garderobenmarke sozusagen. Wir müssen den Schlüssel wieder nach Neapel schicken, der Koffer wird von neuem untersucht, weil Sie ihn nicht gleich nach Palermo aufgaben!“

Roch einmal verzollen? Glück zu! Denn dieses Mal bin ich Gott sei Dank nicht dabei!

## Katzen.

Von Paul Cipper.

Man kann die Tierfreunde unter den Menschen geradezu in zwei Hälften teilen: die einen lieben Katzen, die anderen hassen sie und sagen, nichts ginge über einen Hund. Menschen, die nur den Hund für würdig halten, unser Lebensgefährte zu sein, wollen etwas vom Tier; sie erwarten Schutz, Kunststükke, Beweise von Klugheit, Unerhörtheit und Treue — der gute Hund!

Katzen aber tun uns diesen Gefallen nicht. Und nur der Tierfreund wird wirklich etwas von ihnen haben, der sie ihr eigenes Leben leben läßt und am Anblick ihrer unverblüdeten, herrlich schönen Individualität Genüge findet.

\*  
Wer sagt, Katzen seien nicht anhänglich, kennen keine Freude? Mein Großvater fand eines Tages solch ein kleines, graues Tier wimmernd auf der Straße — mit abgefahremem Schwanz. Er brachte das Verlebte in unsere Wohnung, und weil er keinen Beruf mehr hatte, widmete er sich ausschließlich dieser Krankenpflege. So kam Peter I. in unsere Familie, wurde ein großer, kräftiger Dachkater und von uns allen geliebt. Er aber kannte eigentlich nur den alten Großvater, der ein Pedant war und täglich zu bestimmter Stunde seinen Spaziergang machte. Es dauerte nur ein paar Wochen, da sprang 10 Minuten nach 12 Uhr unser Peter zum Fenster der Parterrewohnung hinaus und schlief an den Nachbarhäusern entlang bis zur Straßenecke, wo er zwar häufig mit Hunden in Konflikt geriet, immer aber auf seinen Herrn wartete. Hoch erhobenen Schweifes, so weit man von seinem Stummelschwanz so sprechen kann, begrüßte er ihn und ging stolz mit dem alten Mann nach Hause.

Dressur kommt hier nicht in Frage, ebenso wenig wie bei der Tatsache, daß zur Winterszeit Peter allabendlich unserem Großvater auf die Schulter sprang und sich längselig wie ein Pelzskagen um des wärmebedürftigen Greises Nacken legte.

\*  
Viele Jahre später ist uns eine schwarze Hauskatze zugegangen, die sich sofort als besonders wild entpuppte. Ein großes Tier, verbat sie sich jede Berührung, wollte nur gefüttert werden, in der Sonne liegen und die geschmeidigen Glieder von sich strecken. Bis sie dann eines Nachts alle Kissen von den Sesselzögern und unter der Ofenkante versteckte. Nun entwidete sie ein gewisses Järlichkeitsbedürfnis, schnurrte ein wenig auf dem Schoß der Haushfrau und gebaß dann in der Woche darauf vier Kinder. In der ersten Zeit lag die Alte abgespannt in ihrem Bett; aber nicht lange war es uns möglich, die Kleinen in die Hand zu nehmen, schon brach sich des großen Tieres Wildheit wieder Bahn. Als mein damals achtjähriger Sohn nackt und übermüdig aus der Badestube ins Zimmer getollt kam, dem Ofen zu, wo seine Mutter mit einem der jungen Kätzchen in der Hand saß, schnellte die Alte wie ein Panther senkrecht von ihrem Lager hoch, riß zwei der säugenden Jungen mit und hing langgezogen und schwarz auf dem Rücken des ohnmächtigen Knaben. Die Krallen schlügen in Brust, Schulter und Hüfte tiefe Wunden, und gefährlich sauchte die Käse in bedingungsloser Verteidigung der anscheinend bedrohten Brut.

Ihre Wildheit steigerte sich von Woche zu Woche; die Mutterliebe ließ nach, sobald die Kleinen selbstständig wurden. Eines Morgens war dann die Käse weiter ihren Weg gegangen; die Gemeinschaft mit den Menschen hatte nur für die Zeit der Niederkunft gegolten.

\*  
Das Gegenteil von dieser Wildheit lernten wir in Jussuf kennen, einem fleckenlos blaugetönten, versischen Angorakater. Er war wirklich ein Prinz, und dieses Tier, das vier Jahre bei uns lebte, gab uns Freude im Übermaß.

Er war von beispiellosem Sauberkeit und hat niemals geschnitten. Einmal fanden wir ihn auf dem Küchentisch, dicht neben einem ausgenommenen Huhn; da saß er, die Vorderpfoten millimetergenau ausgerichtet, und blickte erwartungsvoll aus bernsteingeselben Augen. Er wünschte sein Futter, etwas angewärmte Kalbsmilz; um diese Nachmittagsstunde trank er nichts anderes.

Mit meiner Frau verstündigte sich der Kater Jussuf in restlos deutlicher Weise. Er stand einfach vor sie hin, miaute ganz leise, strich um ihre Füße, ging ein paar Schritte weg und drehte den Kopf zurück, um sich zu vergewissern, ob sie ihm folge. Da standen dann die beiden im Badezimmer; der Kater sprang in den Auszug und wartete. Völlig einwandfrei: der menschliche Freund sollte den Wasserhahn ein ganz Klein wenig aufdrehen und Jussuf schnellte dann die Vorderpfote vor, fing einen Tropfen auf und stillte so in höchst manierlicher Weise seinen Durst.

Man glaubt nicht, daß wir das Tier irgendwie in unsere menschliche Sphäre gezogen hätten. Im Gegenteil, Jussu, wie er in särtlichen Augenblicken genannt wurde, hat uns in all den Jahren niemals etwas zu Gefallen getan. Er war unnahbar, wenn es ihm behagte, und sätzlich, sobald er Verlangen danach hatte. Auf Lockungen, Befehle, Vorhalten von Leckerbissen reagierte er nicht; aber er forderte selbstverständlich, daß beispielsweise während der Nacht keine Zimmertür geschlossen sein durfte. Ihm behagte es, durch die ganze Wohnung spazieren zu gehen, und wenn kein Plüschen warm genug war, kam er in mein Bett, kuschelte sich am Ende seine Höhle und schnurrte.

Jussuf war ein schönes Tier. Edel in jeder Bewegung und kühn. Mit unglaublichem Sprung erklimmte er die hohe Bücherwand und suchte sich zwischen den Heiligenfiguren einen Platz, wo er dann stundenlang stille saß und die Welt von oben sich beschaffte.

Diese Verhaltenheit zeichnete ihn besonders aus. Da kroch eine Fliege über meinen Schreibtisch; Jussu, der kurz zuvor an einem Blumenstrauß herumgeschlupft hatte, drehte sich jäh und saß auf den Hinterläufen, erstarb zu Stein. Was auch die Fliege tat, ob sie über das Manuskriptpapier lief, ein wenig um die Lampe surrte, auf Jussu aukroch oder von ihm weg flog — er rührte sich nicht. Nur die Augen verfolgten jede Bewegung des Insekts. Bis dann der Augenblick kam, da die Fliege im richtigen Abstand von der rechten Vorderpfote saß oder lief, und ein Sieb — blitzend wie ein Degenstich — die Fliege tötete. Ich habe auch beobachtet, wie der Kater seine Beute aus der Luft herunterschlug, immer mit dem ersten Sieb. Indigniert schob er dann das tote Tier zur Seite.

Ohne vorherige Anzeichen bekam Jussuf eine Lähmung an der Hinterhand. Und als er zum erstenmal aus dem Hause getragen wurde zum Arzt, zitterte das Tier verzweifelt vor Angst. Aber dann sah er aus seinem Körbchen hoch, und als über ihm das Gesicht der großen Freunde zu erkennen war, war alles gut. „Du bist bei mir“, dachte er wohl, „dann wird mir Schlimmes nicht geschehen.“ So lange meine Frau in Blitzei des Katers war, stieß er sich zum Erstaunen des Arztes ohne Widerstand unterzuwerfen und Sprühen geben. Und als das Unheilbare seines Leidens feststand, ging Jussus Vertrauen auch den letzten Schritt. Ohne die geringste Abwehr empfing das große wehrhafte Tier die Karbole und den Tod.

Dass ein Lebewesen so bedingungslos dem anderen vertraut, ist vielleicht die hinreichendste Eigenschaft der Katzen; für uns Menschen liegt darin eine gewaltige Verantwortung.

Katzen sind mit ihrer Umgebung eng verbunden; jeder neue Gegenstand im Zimmer muß erst von allen Seiten umschritten werden und geht dann ganz selbstverständlich in den Besitz des Tieres über. Wer würde es wohl dem braunschwarz gefleckten Kater auf Burg Saalea verwehren, daß er nach freiem Belieben auf den Zeichentisch von Rudolf Schulze-Naumburg springt und mit kritischem Blick die Schöpfungen seines Brotherrn betrachtet? Dieser Kater ist ein wehrhaftes, schönes Tier mit großem Freiheits- und Bewegungsdrang. Für ihn müsten von einem Zimmer zum andern Durchschlüpfe angebracht werden; nun beherrscht er sein Reich und liegt behaglich auf hohem Schemel, sieht aus großen, funkelnden Augen in den Hof hinunter, wo die Hunde ihr begrenztes Spielfeld haben.

Dieser Bericht wäre unvollständig, würden nicht die edlen Bestrebungen des Tierschutzes und der charitativen Fürsorge erwähnt, die in unserer Zeit den Katzen ganz besonders gewidmet sind. Es gibt Asyle mitten in den großen Städten, mildtätige Damen haben in aller Stille einen Käsenhort gegründet, wo fränkische, verirrte oder alte Tiere Pflege und Futter finden und vor Verfolgung sicher sind.

Wer Tiere liebt, muß für sie sorgen. Güte allein tut es nicht; das Böse abzuwenden, das von irgendwo unsren Freunden droht, ist Menschenpflicht.